Tägliche Omaha Tribüne,

Sein Herzenskind.

Novelle von Jassy Torrund.

(11. Fortsetzung).

„Vorausgesetzt natürlich, daß ich als Vormund die Ueberzeugung gewinne, daß die Partie in jeder Beziehung eine gute und gesicherte ist. Haben Sie Erkundigungen eingezogen?"

„Noch nicht," sagte Frau Heinzius kleinlaut.

„Möchten Sie mir jetzt den Namen nennen?"

„Heinz von Döbbelin, ein Sohn von dem Schönhaider Döbbelin in Niederschlesien."

„Hm, der Name ist mir nicht unbekannt — ich werde das Weitere besorgen."

Nach einiger Zeit theilte er Frau Heinzius mit, daß gegen die Familie oder den jungen Mann selber nichts einzuwenden sei. Daß er bis jetzt allerdings noch nichts geleistet, sondern nach Absolvirung seines Einjährigen auf dem väterlichen Gut ein Herrenleben geführt, Pferde zugeritten, geruhert, Tennis gespielt und den jungen Damen der Nachbargüter ausgiebig die Cour geschnitten habe. Das würde aber jetzt, nach den eigenen Worten des Vaters, anders werden.

„Hoffen wir es!" setzte der Bergrath mit einem tiefen Seufzer hinzu. So also war der Mann beschaffen, der seines Sonnenkindes Herz erobert!

In der That war der junge Döbbelin mit Feuereifer dabei, ein tüchtiger Landmann zu werden. Mit einem solchen Uebereifer, daß es manchen stutzig machen konnte.

Sein Vater freute sich daran, und Käthe war stolz und glücklich. Sie fühlte sich geliebt, und es war so süß und beruhigend, zu denken, daß Heinz ihr zulieb sein nutzloses Bummelleben aufgegeben hatte und auf dem besten Wege war, ein tüchtiger, fleißiger Mensch zu werden.

Zu oft hatte sie Onkel Willy sagen hören, daß die Arbeit im Leben des Mannes noch weit mehr als im Leben der Frau der Hauptfaktor sein müsse, dem sich alles Uebrige unterzuordnen habe, als daß ihr diese Lebenswahrheit nicht in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Ohne es zu wissen und zu wollen, legte sie Onkel Willys Maßstab an Heinzens Leben und war fest überzeugt, daß, wenn er erst auf eigenen Füßen stehen und etwas Tüchtiges leisten würde, ihr Glück und ihre Liebe und ihr Vertrauen zu ihm noch zehnmal größer sein würden.

Aber obgleich sie so mit Onkel Willys Gedanken dachte und unbewußt seine Grundsätze mehr denn je zu den ihren machte, vermied sie doch sorgfältig jede Erinnerung, jeden bewußten Gedanken an ihn. Das war der wunde Punkt, den sie in weitem Bogen ängstlich umging. Er sollte so spät wie möglich ihre Verlobung erfahren, und ihr Herz klopfte bange, wenn sie des Augenblicks gedachte, wo er es endlich doch einmal wissen mußte.

Sie ahnte nicht, daß ihre Mutter ihm längst davon gesprochen.

Aber die Stimmung wechselte; manchmal regte sich auch wieder der alte Trotz.

So stand sie einmal, als sie mit Wernichs zu einer kleinen Festlichkeit fahren sollte, in einem blaßblauen Kleide, das ihr zum Entzücken stand, vor dem Spiegel, legte die Arme um den blonden Kopf und schaute im Uebermuth ihres Glückes mit großen glänzenden Augen auf ihr Spiegelbild.

Verlobt — also wirklich! Käthe Heinzius verlobt! Eine ganz neue Gedankenreihe sprang auf wie ein elektrischer Funken. Was die anderen Mädel aus dem Seminar wohl dazu sagen würden, und die Bekannten zu Hause? Und er — Onkel Willy? Der hat natürlich geglaubt, ich bekäme keinen anderen, weil ich arm bin — und so wollte er aus Mitleid — — —

Sie reckte ihre schlanke junge Gestalt, ihre Augen blitzten. Dem werd' ich's aber mal zeigen, was für ein schöner, eleganter, schneidiger junger Mann mein Heinz ist — und Augen wird er machen, ach! — Trotzig und spöttisch zugleich zuckte es um die jungen Lippen. Hab' ich's ihm nicht immer schon gesagt: Jugend gehört zu Jugend?

Und als sich tief im Herzen ein leises Bedauern regen wollte, wurde es sofort erstickt. Gott, der hat ja seine Fanny Melzer, die paßt zehnmal besser für ihn.

Eine kindisch-trotzige Ausrede, aber doch eine bequeme Entschuldigung gegenüber dem heimlich mahnenden Gewissen.

Unten an der Rampe fuhr donnernd ein Wagen vor — Käthe flog an's Fenster, lächelte und winkte. Ihr Heinz, der die Wernichs abholen wollte, kutschirte selber. Wie prachtvoll er wieder aussah, groß, stattlich, in vornehmer Haltung, ein bildhübscher Mensch! Und ihre Wangen rötheten sich vor Freude, ihre Augen strahlten — sie wußte, auf diesem Fest würden sie und Heinz v. Döbbelin wieder das schönste, vielbeneidetste Paar sein.

Alles in allem waren diese ersten Tage und Wochen ihres heimlichen Brautstandes eine ungetrübt glückliche Zeit in Käthe Heinzius' Leben. Mit der sorglosen Verschwiegenheit ihrer neunzehn Jahre hatte sie sich in die tiefeinschneidende Veränderung, die ihren Lebensweg jählings in so ganz andere Bahnen lenkte, hineingefunden. Von früh bis spät war sie auf den Beinen, und mit demselben glühenden Eifer, mit dem sie sich vor drei Jahren auf die Bücherweisheit gestürzt, trieb sie jetzt ihre praktischen Studien in Stall, Küche und Milchkeller.

Ueberall hörte man ihre fröhliche Stimme erschallen, wie sie vor sich hinsang oder mit Mamsell herumzankte, wenn die ihr nicht jede Kleinigkeit gründlich genug erklärte. Manchmal hielt sie mitten im Singen und Arbeiten inne. Das ist also das Glück — das Glück, dachte sie mit glühenden Wangen. Und es kommt noch viel schöner, wenn man erst mal für sich selber arbeitet. Herrgott, wie viel hab' ich noch zu lernen, bis ich so weit bin!

Und in fieberhafter Eile ging es dann weiter.

„Zu Micheli werd' ich Mamsell wohl entlassen können, Kleines," sprach Jenny lachend.

Käthe gab keine Antwort.

Zu Micheli, wo war sie da? Bis dahin mußte sie längst ausgelernt haben, war wieder in der Stadt und fing nun endlich einmal mit dem Geldverdienen an.

Ja, den fröhlichsten Gedanken folgten oft die ernsten Bedenken auf dem Fuße.

„Braucht man sehr viel Geld, um eine Aussteuer zu kaufen, Jenny?"

„O, eine ganze Menge."

„Wie viel wohl?"

„Das kommt darauf an. Bei mir haben Wäsche und Kleider allein gegen fünftausend Mark gekostet. Die Möbel weiß ich gar nicht mal."

„Fünftausend Mark!" wiederholte Käthe ungläubig und entsetzt. „Aber man kommt wohl auch mit weniger aus, nicht wahr?"

„Freilich, du Närrchen. Unsere Lina heirathet zu Micheli den Schäfer. Sie hat vierhundertfünfzig Mark auf der Sparkasse und meinte neulich, davon bliebe noch ein hübscher Nothgroschen übrig. Alles auszugeben fiele ihr gar nicht ein."

Käthe preßte die Lippen aufeinander und schwieg. Jenny errieth ihre Gedanken wohl, mochte aber nicht daran rühren. Es war ein zu heikles Thema.

Ein paar Tage später saßen sie unter der blühenden Linde und stielten Erdbeeren ab, die zum Einkochen bestimmt waren. Der Junge spielte neben ihnen auf dem Rasen. Es war ein warmer, köstlicher Juninachmittag, die Heuernte hatte eben begonnen, man hörte von den Wiesen her das Dengeln der Sensen. Die Rosen dufteten. Jenny hatte schon ein paarmal prüfend zu Käthe hinübergeblickt, endlich meinte sie kopfschüttelnd:

„Du treibst es auch gar zu arg, Kätchen, das hält ja die Stärkste nicht aus, nach zehn in's Bett und früh um drei wieder heraus! Du hattest dich schon so nett erholt, und jetzt siehst du wieder ganz blaß aus, Kleines." Sie rieb die Finger an der Schürze ab und nahm Käthes Gesicht liebkosend zwischen ihre beiden Hände. „Ordentlich schmal geworden und dunkle Ringe unter den Augen. So, als ob du nicht Schlaf genug kriegtest."

Käthe machte sich los.

„O nein, ich schlafe wie todt, wenn ich Abends in's Bett komme."

Ein paar Minuten zupften beide schweigend weiter. Jede von ihnen hatte etwas auf dem Herzen, und keine mochte den Anfang machen. Käthe hielt es zuletzt nicht mehr aus.

„Ich muß auch arbeiten, sonst grüble ich zu viel," sagte sie leise.

„Ja, man hat so seine Sorgen," neckte Jenny, die schweren Gedanken gern aus dem Wege ging. „Besonders als Braut: Kommt er heute Abend? Und werden sie uns ein Viertelstündchen allein lassen? — Das ist ungeheuer wichtig, nicht wahr, Schatz?"

„Du kannst gut lachen," sprach Käthe seufzend. „Ich habe ganz andere Sorgen. Sieh, sobald jetzt eine Vertretung für mich frei wird, muß ich fort. Also bis dahin muß ich alles Nöthige hier gelernt haben."

„Du willst wirklich eine Stellung annehmen, Käthe?"

„Aber natürlich, und je eher je lieber. Ich muß mir doch meine Aussteuer verdienen. Mama allein ist nicht imstande, mir alles zu geben."

So, also nun kam es. Jenny klopfte ordentlich das Herz, aber sie ließ sich nichts anmerken.

„Natürlich nicht, aber wozu ist denn dein Onkel Willy da?" sagte sie gleichmüthig. „Der wird sich's doch nicht nehmen lassen, so glänzend wie möglich für dich zu sorgen. Du darfst bloß wünschen, wie du alles haben willst."

Käthe schob die Schüssel heftig zurück.

„Glaubst du wirklich, ich ließe mir meine Ausstattung von Onkel Willy schenken?" fragte sie mit zuckenden Lippen.

„Aber, mein Gott, Käthe, warum denn nicht? Wie du mir vorkommst! Hat er nicht seit zehn Jahren und länger alles für dich gegeben? Kein leiblicher Onkel könnte spendabler sein."

„Eben darum. Und ich hab' das alles angenommen, als müßte es so sein. Und zuletzt hat er mich heirathen wollen — das weißt du doch?"

„Na ja — Pussy, willst du wohl? Pfui, Gras fressen wie 'n kleines Kalb, gleich spuck' aus!"

Jenny mußte sich erst den kleinen Grasfresser holen und ihm auf die Finger klopfen. Und wie er dann heulte, nahm sie ihn auf und tanzte zum Trost mit ihm über den Rasen. So hatte sie wenigstens Zeit, sich auf eine Antwort zu besinnen. Und die Erdbeeren, auf die Mamsell schon wartete, lagen im Korbe, denn auch Käthe dachte nicht mehr an's Abzupfen.

„Hast du nicht den kleinen Rohn gesehn," sang Jenny und tanzte mit ihrem heulenden Jungen.

„Mit dir kann man auch nie ernsthaft reden, Jenny."

„So nimm du ihn, dann ist er gleich ruhig. Also — na ja, 's ist halt ein eigen Ding, weißt du, mit deinem Onkel Willy. Aber er wird sich hoffentlich mit Würde hineinfinden."

„Und wenn er sich zehnmal hineinfände — aber ich kann nicht, Jenny. Siehst du denn das nicht ein? Was er bis jetzt für mich gethan hat, that er für ein vaterloses Kind, an dem er und Tante Agnes Elternstelle vertreten haben. Und ich werd' ihm seine Liebe und Güte ja auch nie vergessen. Aber jetzt — — wie soll ich dir das klarmachen? Sieh, das that er als mein Pflegevater. Und wäre es dabei geblieben, hätte er nie etwas anderes für mich sein wollen, so hätt' ich mein Leben lang alles ruhig von ihm annehmen können und hätte ihn dafür lieb gehabt wie eine dankbare Tochter. Aber, sieh mal, Jenny, jetzt — soll er die Ausstattung geben für die Braut eines anderen, er, mein abgewiesener Freier? Damit ich mit einem anderen glücklich sein kann? Unmöglich! Jedes Stück, das ich von ihm bekäme, würde mir ja in den Händen brennen — und inmitten meines Glücks würde ich immer an ihn und sein trauriges Gesicht denken müssen —"

Käthe drückte ihr Gesicht in die blonden Löckchen des Jungen. Sie hatte in letzter Zeit viel über diese Dinge nachgedacht und konnte dennoch ihr tiefstes Empfinden nicht recht in Worte fassen. Jenny hatte die Schüssel zu sich herübergezogen und pflückte eifrig.

„Das sind Spitzfindigkeiten, Käthe. Hast du mir nicht selber erzählt, er wolle alles vergessen und immer dein alter guter Pflegevater bleiben?"

„Aber ich kann's nicht vergessen —"

Jenny schob eine besonders prächtige Beere in ihren Mund.

„Hm, Käthe, du wirst's aber wohl vergessen müssen. Sieh, bis du eine Aussteuer zusammenbringst, mußt du wenigstens drei bis vier Jahre unterrichten und dabei noch wer weiß wie schauderhaft sparen. Eine Ausstattung für's Land kostet einen ganzen Batzen Geld, mein liebes Kind. Ganz abgesehen von allem anderen."

„Von was denn noch, Jenny?"

„Na — setz' ihn nur wieder auf die Erde, Käthe, komm und hilf mir lieber und mach' nicht so große Augen. Ja, was ich sagen wollte. Sieh mal, wir dachten sogar — du mußt es aber nicht übelnehmen — wir dachten, dein Onkel Willy würde dir etwas mitgeben."

„Geld —? Für unseren Hausstand, Jenny? Damit ich mit einem anderen auf seine Kosten glücklich sein soll —?"

„Jesus Maria, Käthe, nimm doch nicht alles gleich so tragisch! Sieh mal, er hat dich doch lieb wie sein eigenes Kind, und er ist ein alter Mann — warum sollte er nicht?"

„Er ist gar kein alter Mann."

„Aber, Käthe, du sagtest doch —"

„Nun ja, er ist vierzig, und für mich — ich bin doch erst neunzehn und hab' ihn zeitlebens lieb gehabt wie einen Vater. Er ist nicht hübsch, gar nicht! Aber er hat ein kluges, sympathisches Gesicht und ist ein schlanker, stattlicher Mann, größer wie Heinz — und so gut und tüchtig und gescheidt. Keine Spur von alt —"

„Na, dann wundert's mich bloß — warum hast du ihn eigentlich nicht genommen, wenn du doch so begeistert für ihn bist?"

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

— **Aus der Schule.** Lehrer (von den Raubvögeln sprechend): Und welche Vögel sind mit Recht noch von dem Menschen gefürchtet? Schüler: Der Geier, der Adler, der Kondor, der — Storch!

— **Schade!** Mutter: Nun, Else, du warst ja recht lange im Park? Tochter: Denke dir, Mama, ein wunderschönes Gedicht hätte ich machen können, wenn ich einen Bleistift dabei gehabt hätte!

— **Der kleine Katechist.** Pfarrer (während des Religionsunterrichts): „Hansl, wenn Dir Deine Mutter zwei Aepfel gibt, einen großen und einen kleinen, und Du sollst mit Deinem Bruder theilen, welchen wirst Du ihm geben?" Hansl: „Wem? Meinem größeren oder meinem kleinen Bruder?"

— **Gutabgefertigt.** Kellner, heute habe ich kein Geld. Na, und sonst? Danke, geht's recht gut.

— **Werthvoll.** A.: Hat diese entzückende Wittwe eigentlich irgendwelchen Besitz? B.: Oh ja, bedeutend. A.: Grundbesitz oder persönliches Eigenthum? B.: Persönliches! Sie hat sechs Kinder.

Um Haaresbreite.

Eine Automobilgeschichte von Michael Corday.

Sie sitzen nebeneinander im Auto, Monsieur am Steuerrad, Madame an seiner Seite, aber ihre Züge haben einen harten, verschlossenen Ausdruck. Sie haben ihr Haus am Street verlassen, den ersten wirklichen Streit nach sieben Jahren gemeinsamen Lebens. Und jeder grübelt schweigend an seinem Groll. Eine Stunde, eine ganze Stunde zu spät war Madame fertig gewesen; das ist ein Rekord!

Aber was Monsieur am meisten kränkt und am tiefsten verletzt, das ist, daß er sich diesem so leicht zu vermeidenden Laster gegenüber ohnmächtig fühlt; er steht hier sozusagen an der Grenze seiner Macht; auf diesem Gebiet ist sein Einfluß gleich Null. Die Stimme der Logik und der Vernunft, seine Beschwörungen, seine Zärtlichkeit, kleine launige, durch eine Liebkosung unterstützte Bemerkungen, die nachdrücklichsten Bitten, die heftigsten Vorwürfe . . . alles prallt an Madame ab.

Gewöhnlich ist das nur eine kurze Szene, die man bald wieder vergißt, aber dieses Mal war sie heftig und dauernd. Alles kam zusammen, um sie zu verschlimmern.

Seit einer Stunde war Monsieur in immer steigender Hitze vor dem Auto auf und nieder gegangen, seine Verwunderung war allmählich zum Unwillen und dann zur Empörung geworden, von der er nach und nach in eine Art konzentrierter Wut geriet, der sich noch eine gewisse teuflische Freude beimischte, die Verspätung sich immer noch verlängern zu sehen, um schließlich etwas noch nie Dagewesenes zu erreichen.

Was Madame anbelangt, so war sie endlich ihrem Gegner in der herausfordernden Gemütsstimmung gegenübergetreten, die dem schuldigen Teil häufig eigen ist. Der Zusammenstoß war fürchterlich; der angesammelte Aerger von Monsieur gipfelte schließlich in einem Schimpfwort, einem richtigen gemeinen Schimpfwort, so daß Madame, alle Sanftmut und Nachgiebigkeit vergessend, sich unter der Beleidigung aufbäumte und Monsieur eine Gegenantwort ins Gesicht schleuderte . . . ein schnelles trockenes Wortgefecht folgt, jeder Pfeil trifft . . . dann ein verblüfftes Stillschweigen.

* * *

Nein, ganz gewiß, wenn sie nicht erwartet würden, wären sie nicht abgefahren! Sie hätten sich nicht gezwungen, vor ihren Freunden ein vergnügtes Gesicht zu heucheln, ihre Entzweiung zu verbergen . . .

Auf beiden Gesichtern liegt noch der gehässige Ausdruck, mit dem sie sich einen Moment angesehen haben.

Und eines jeden Rachsucht nimmt noch zu während des Schweigens, jenes düsteren unheilvollen Stillschweigens, in dem ein Mißverständnis ins Riesengroße wächst.

Monsieur sucht in der Vergangenheit nach Gründen, um seine Heftigkeit zu rechtfertigen; er zählt die Male, an denen schon der ärgerliche Fehler von Madame eine von ihren Unternehmungen gestört hat. Dann erweitert sich das Verhör; in dem Wunsch, neue Beschwerden zu finden, gräbt er selbst solche aus, die nicht durch eine bloße Verspätung verursacht sind. Ein ganzes Schuldbuch voll bitterer Anklagen entsteht in seinem Geiste.

Madame kämpft mit den Tränen, die Schmerz und Zorn ihr auspressen. Sie glüht noch von der Beleidigung, die ihr zuteil geworden. Ihr ist als habe sie in ihrem Gemahl einen neuen Menschen entdeckt, einen Grobian ohne Güte und Geduld, an dessen Seite das Leben fortan unerträglich sein wird.

So fahren sie dahin, ohne daß es dem frischen Wind der Fahrt gelingt, ihren bitteren Groll zu zerstreuen.

Monsieur sitzt steif wie ein Stock am Steuerrad, aber seine Hände zittern nervös. Er bemüht sich, diese idiotische Verspätung gutzumachen, wenigstens einen Teil der verlorenen Zeit wieder einzuholen. Wenn ihnen daraus ein Unfall erwächst, mag seine Frau es sich selbst zuschreiben, um so mehr, da der Weg, weiß Gott, nicht bequem ist. Erst gibt es tückische Steigungen, die kein Ende nehmen, dann plötzlich führt die schmale Straße in Windungen neben einer tiefen Schlucht wieder steil hinab. Wenn nur diese verdammten Kurven nicht wären, an denen sich die Fortsetzung des Weges hinter der senkrecht abfallenden Felswand versteckt, während an der anderen Seite der Abgrund gähnt!

Aufgeregt quetscht Monsieur, der die Fahrt nicht zu sehr verlangsamen will, bei jeder Ecke den Ball der Hupe; den Fuß über der Bremse, läßt er den Wagen an der rechten Seite fast die steinerne Wand streifen. Es ist eine tolle, unverantwortliche Fahrt, und trotzdem lassen sie nicht ab von ihrem Zorn; jeder fährt fort, an seinem Groll zu nagen, verwünscht die Aufgabe und die Knechtschaft des gemeinsamen Lebens und malt sich das Dasein aus, das er geführt hätte, wenn er allein geblieben wäre. Und in dem Wunsche, sich loszumachen, rütteln sie innerlich an den verhaßten Schranken, die sie von der Freiheit trennen.

* * *

Da taucht plötzlich, nur zwei Meter vor ihnen, ein Wagenverdeck auf, riesig, drohend! . . . Die junge Frau stößt einen Schrei aus, der im Raum widerhallt, und greift nach dem Arm ihres Gatten, der mit einer instinktiven Bewegung, um den Zusammenstoß zu vermeiden, den Wagen nach links wirft. Nur vereinzelte Pfähle grenzten den Weg gegen den Abgrund ab . . . mit übermenschlicher Anstrengung macht er einen Versuch, zu stoppen . . . ein Vorderrad rennt auf einen Steinhaufen . . . das andere schwebt schon über dem Abgrund . . . es ist ein Moment der höchsten Todesangst, den sie durchmachen . . . da steht der Wagen still; sie sind gerettet.

Zitternd, totenbleich, ohne ein Wort zu sagen, sitzen sie aneinandergedrängt; und plötzlich als ob die Vision des Todes sie über den Wert des Lebens aufgeklärt habe, als ob sie durch die Erschütterung der eben gemachten Erfahrung die Nichtigkeit ihres Streites und der Größe ihrer Liebe erkannt hätten . . . ohne zu sprechen, ohne eine Bewegung des anderen abzuwarten, umschlingen sie einander in gemeinsamer Aufwallung zu einem leidenschaftlichen Kusse.

Blücher.

Gedanken an seinen 100. Geburtstage in 1919.

Welch Deutschen erfaßte nicht bitterer Neid in dieser Zeit der Entwertung, nicht nur des Geldes, sondern aller Männlichkeit, in einer Zeit, in der minderwertige und mittelmäßige Geister sich nicht scheuen, unsere wahrhaft Großen in den Staub zu ziehen, Neid, daß es unseren Vorfahren vor hundert Jahren vergönnt war, einen Mann wie Blücher zu den Ihren zu zählen! Auch wir haben zwar Blücher-Naturen, den unvergleichlichen Hindenburg, den eisernen Ludendorff, den prachtvollen Mackensen, den unbesiegbaren Lettow-Vorbeck und manchen anderen. Die Revolution als Feindin der Persönlichkeit hat sie jedoch hinweggeschwemmt oder zu Bedeutungslosigkeit und Nichtstun verdammt. Doch, was uns auch die Zukunft bringen möge, niemals werden sie und ihre Taten aus den Herzen der wirklichen Deutschen gerissen werden können; unsere Kinder wollen wir erziehen, daß sie sich in schwerer Zeit an jenen Großen aufrichten können und ihre Helden des Weltkrieges nicht vergessen. Sie werden weiterleben im deutschen Volke, so wie es auch heute, 100 Jahre nach seinem Tode, seinen Blücher noch nicht vergessen kann.

Daher ist es wohl angebracht, heute dieses Mannes zu gedenken, dessen Bild, je mehr wir es in Auge und Geist aufnehmen, klarer, schöner und bedeutungsvoller auch für diese erbärmliche Zeit des Zusammenbruchs und Niederganges vor uns tritt. Nicht an seinen Taten wollen wir uns heute erfreuen — nein, suchen und schürfen wollen wir in seinem Wirken und Wesen, und prüfen, was wir aus der weiten Vergangenheit mit hinübernehmen können in die schmachvolle Gegenwart, zum Vergleich, zur Aufrichtung und zum Ansporn.

Zunächst seine Jugend. Lesen, Schreiben und Rechnen, dazu etwas Lutherischer Katechismus, das waren seine Kenntnisse, eingepaukt von einem Dorfpastor. Kein Wunder, daß unser Blücher sein ganzes Leben lang mit Grammatik und Rechtschreibung einen erbitterten Kampf kämpfte. „In meiner Jugend wurden mit den Bälgen nicht viel Umstände gemacht, äußerte er einmal als Feldmarschall. Die Hauptsache war, daß er gesund an Leib und Seele blieb, ein guter Turner, geschickter Schwimmer, kühner Reiter und sicherer Schütze war. In der würzigen Wald-, Feld- und Seeluft gekräftigt, von der damaligen Französelei nicht angekränkelt, so legte er den Grund zu seiner später fast unverwüstlichen Gesundheit. Das möge die stubenhockende Jugend von heute sich hinters Ohr schreiben und den erfreulicherweise jetzt täglich mehr erschallenden Ruf: Hinaus auf die Turnplätze, hinein in das Stadion zu edlem Wettbewerb, immer mehr beherzigen, aber — restlos! Keiner bleibe zu Hause!

Und dann seine Laufbahn als Soldat! An ihr sehen wir so recht, daß schon damals nach dem Grundsatz, den die deutsche Republik so hochfahrend für sich als neu in Anspruch nimmt, „Freie Bahn dem Tüchtigen" verfahren wurde!

Auch zu seiner Zeit waren die Preußen, „dat prüske Volk" und die „Luthersken Dickköpe", überall verhaßt, auch im deutschen Vaterlande. Nur Blücher nicht; er verstand es, mit den Bürgern zu verkehren, mischte sich auf ihren Spaziergängen unter sie, setzte sich zu ihnen an den Kaffeetisch und ward so bald der Mittelpunkt einer gemütlichen Unterhaltung; für einen Offizier von damals ein ungewöhnliches Gebahren.

Und in den Unglückstagen von Jena und Auerstädt: ein aufrechter Mann, General Blücher! Zu seinem Könige desto treuer haltend, je größer das Unglück ringsum war, seine Mannschaften durch frohes, derbes Wort immer wieder aufrichtend und anfeuernd zum mutigen Durchhalten, persönlich, tapfer, ja tollkühn, das war der Blücher von 1806. Als ihm später die schimpflichen Friedensbedingungen bekannt wurden, rief er in Ahnung besserer Zeiten: „Der deutsche Mut schlaft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein!" Und später: „Ein ehrenvoller Tod ist besser, als ein vor der Welt gebrandmarktes Leben." „Mein Rat ist — so schreibt er an einen Freund — zu den Waffen unsere und die ganze deutsche Nation aufzurufen, den vaterländischen Boden zu verteidigen, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis ein Volk, daß uns unterjochen wollte, vom diesseitigem Rheinufer vertrieben ist. Wenn wir unseren Herd zu verteidigen wissen, so werden wir es wert sein, fortzudauern. Unwert der Fortdauer werden wir untergehen."

Dann die Befreiungskriege! 71 Jahre alt, schwingt sich „de old Blücher" von neuem aufs Pferd und übernimmt die Führung seiner „Jungs" und „hagebüchenen Bengels". Sein Verhältnis zu Scharnhorst und nach dessen Tode zu Gneisenau ist bekannt. Muß man da nicht ohne weiteres an Hindenburg und Ludendorff denken? Das gleiche Vertrauen, die gleiche Anhänglichkeit; zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag! Blüchers Aussprüche in diesem Kriege kennzeichnen am besten Wesen, Denkungsart und Charakter, und bei manchem Wort muß man wehmütigen Sinnes Vergleiche mit den Ereignissen der letzten Jahre ziehen. Die „Schlingpflanze" der Friedenspartei und die hinterlistige Politik Oesterreichs haßte er wie kein zweiter. „Die Friedenspartei", sagte er, „die schon am Rhein als Giftpflanze wucherte, treibt jetzt im Großen Hauptquartier ihre betäubend duftende Blüte, mich aber soll sie nicht in den Schlaf wiegen. Man betrachtet das Zungengedresche als Hauptsache und den ganzen Krieg als ein Nebending. „Die Schreiber in dem Großen Hauptquartier sollen mir nicht über den Sacken inudizieren, wo sie mir zu Leibe wollen. Ich scheere mich den Henker um ihr loses Maul." Die Oesterreicher liebt er besonders. „Bin's schon gewohnt, den Karren, den die Oesterreicher in den Dreck schieben, von den Preußen herausziehen zu lassen." Ganz besonders hatte Blücher die Diplomaten in sein Herz geschlossen, und mancher seiner Aussprüche über sie hat Dauerwert bekommen. „Die Federn der Diplomaten werden schon wieder das Schwert aus der Scheide herausschreiben", meint er 1813 York gegenüber, und nach Belle-Alliance schreibt er an seinen König: „Euer Majestät bitte ich inständig, die Diplomatiker anzuweisen, wie sie diesmal klüger zu verfahren haben, damit sie durch Dinte nicht wieder verlieren, was die Soldaten mit ihrem Blute gewonnen haben," und berühmt ist seine Tischrede nach dem Einzug in Paris, wo er dem englischen Minister zuruft: „Nu will ich euch auch einmal etwas ausbringen, was den Völkern ebenso gut wie uns der Wein bekommen wird: Was wir uns durch das Schwert erworben, haben Federn uns verdorben." Dasselbe Bild damals 1815 wie heute nach 100 Jahren.

Mögen wir an Blüchers 100. Todestage, aus seinem Vorbild wieder neue Kraft, neue Vaterlandsliebe, neue Hoffnung schöpfen!

Blücher war nicht nur ein Haudegen und Held, er war ein Mensch in des Wortes wahrster Bedeutung. Er war nicht nur ein Führer und Feldherr, er war ein Charakter! Möge es uns am Tage der Auferstehung des Volkes nicht an Blücher-Naturen fehlen! Bis dahin wollen wir hoffen und beten in aller Not und Schmach: Herrgott im Himmel gib uns wieder einen Blücher!

Frankfurter Zeitung.

— **Trost.** „Marie, Marie," rief die Dame des Hauses ihrer Zofe. „Mir ist eben etwas Schreckliches passiert. Ich habe meinen neuen Handspiegel zerbrochen. Sie wissen, daß das Unglück bringt. Man sagt, es bedeutet sieben Jahre Kummer und Sorgen."

„O Jemine," entgegnete die Zofe, „das ist noch nichts. Was soll ich denn da sagen? Ich habe eben den großen Spiegel im Wohnzimmer zerbrochen!"

— **Der neue Anzug.** A.: Mensch, du hast aber einen feinen Anzug an! Was hat er denn gekostet?"

B.: „Der kostet noch"

Ein verzogener Sohn nimmt nicht Lehre noch Erziehung an; der beschattete Baum trägt keine Früchte.

Wenn jemand etwas nicht mitempfindet, pflegt er zu sagen: das ist Empfindungssache.

Die kurzsichtige Meinung vieler Menschen wird immer durch den Eindruck der letzten Stunde bestimmt.

Für die Küche.

Spätzle. Ein Pfund Mehl wird mit zwei Eiern, Salz, Milch oder lauwarmem Wasser zu einem ziemlich festen Teig gerührt, den man durch einen großlöcherigen irdenen Seiher oder auch durch einen Trichter in reichlich kochendes Salzwasser treibt. Sobald die Spätzle in die Höhe gestiegen sind und aufgekocht haben, legt man sie mit dem Schaumlöffel auf eine heiße Platte und schmelzt sie mit heißer Butter und gerösteten Brotklumpen.

Gersten- und Mais-Muffins. 1 Tasse kalten gekochten Reis, 1 Tasse Maismehl, 4 Teelöffel Backpulver, ½ Teelöffel Soda, 2 Teelöffel Salz, 1 Ei, 1 Tasse saure Milch, 2 Eßlöffel Maissirup, 1 Eßlöffel Butter, 3 Eßlöffel geriebenen Käse. Die trockenen Zutaten sieben und mit dem Ei, Sirup und der Milch vermischen, zuletzt mit Käse und der Butter. In Muffin-Pfännchen 30 Minuten backen lassen. Nach Belieben kann man auch eine Tasse Korinten daran tun.

Griespudding. In 1 Quart frische Milch gibt man 2 Eßlöffel gestoßenen Zucker, auf welchen man die Schale einer Zitrone abgerieben hat, sowie auch nach Belieben 8 bis 10 geschälte und gestoßene bittere Mandeln und bringt die Milch zum Kochen. Hierauf quirlt man ¼ Pfd. feinen Gries ein und kocht ihn unter fortwährendem Umrühren dick. Dann mischt man 1 Unz gute Butter, 3 Eidotter und den steifen Schnee von 3 Eiweißen in die kochende Masse, füllt sie in eine zuvor in kaltes Wasser getauchte Form und läßt sie starr werden. Anstatt der Mandeln kann man auch Vanille in den Flammeri geben. Man serviert ihn entweder mit Frucht oder Vanillesauce.

Gefüllte Schweinsrippen. 2½ Pfd. Schweinsrippen trickt man am Vorabend in der Mitte so ein, daß das Fleisch nicht zerrissen wird, reibt sie mit Salz ein und läßt die Rippen damit liegen. Am anderen Morgen füllt man die Fleischtasche mit Backpflaumen oder Aepfeln und näht die Oeffnung zu. Dann brät man die Rippen in etwas Butter auf den beiden Seiten gelb, gibt nach und nach kochendes Wasser hinzu und begießt sie des öfteren. Nach 2½—2¾ Stunden nimmt man das Fleisch aus dem Topf, macht die pikant schmeckende Sauce mit etwas Mehl bündig. Beim Anrichten sind die Faden zu entfernen. Die Zubereitung mit saftigen Backpflaumen ist vorzuziehen.

Besonders wohlschmeckende Kartoffelpuffer. Man kann dieselben sowohl aus rohen wie aus abgekochten Kartoffeln bereiten, doch schmecken sie — von rohen bereitet — besonders gut. Nimmt man rohe, so ist es vorteilhaft, zum Reiben derselben ein emailliertes Reibeisen zu nehmen, damit sie nicht zu sehr die Farbe verändern. Zu den geriebenen Kartoffeln füge man etwa einen Suppenteller voll ¼ Quart saure Sahne, 2 ganze Eier und Salz nach Geschmack. Der Teig kann ziemlich dünn sein, läuft er beim Backen einer Probe zu sehr auseinander, so kann etwas feine geriebene Semmel oder feiner Gries hineingegeben werden. Man macht in einem Eierschenkiegel etwas Schweinefett heiß, gibt mit einer Schöpfkelle verfahrene Häufchen, auf einen kleinen Tiegel höchstens vier, auf einen großen sieben, von dem Teig hinein und bäckt sie schnell, erst auf der einen, dann auf der anderen Seite. Sie werden heiß und möglichst schnell zur Tafel gebracht.

Gefüllte Kalbsbrust. Eine schöne Kalbsbrust wird von allen Knochen befreit und mit folgender Farce gefüllt: Man hackt kalten Braten recht fein, vermischt ihn mit einigen gehackten Schalotten, gehackter Petersilie, einem Stückchen in feine Würfel geschnittenen Speck und einem eingeweichten und wieder ausgedrückten Semmel, dämpft diese Mischung in Butter, gibt Salz und ein wenig geriebene Muskatnuß dazu und zuletzt 1 bis 2 Eigelb. Sobald die Farce erkaltet ist, streicht man sie auf die Kalbsbrust, rollt diese zusammen, näht sie zu und umwickelt sie mit weißem Bindfaden. Unterdessen läßt man Butter zergehen, legt die Roulade hinein, fügt, sobald sie etwas gebräunt ist, Wasser, 1 bis 2 Glas Weißwein, einige Zwiebelscheiben, zerschnittenes Wurzelwerk, 1 bis 2 Zitronenscheiben, Salz, Pfeffer und Gewürzkörner, sowie ein Lorbeerblatt dazu und läßt das Fleisch gut 2 Stunden gleichmäßig unter öfteren Begießen gar schmoren. Nachdem die Roulade herausgenommen ist, kocht man die Sauce noch mit Kornstärke, aufgelöst in etwas Wasser durch, rührt sie durch ein Sieb, schmeckt sie ab und reicht sie recht heiß neben der zerschnittenen Roulade.

Umbilden ist schwerer als bilden.